

deutsche Staatsgebiet in vier militärische Besatzungszonen auf. Die Briten und Amerikaner legten ihre Zonen ab dem Januar 1947 zur sogenannten Bizone zusammen. Als sich die Franzosen im April 1949 diesem Vorgehen anschlossen, entstand die Trizone.^[9] Dieser Zusammenschluss verfügte sogar über eine inoffizielle Nationalhymne - »Wir sind die Eingeborenen von Trizonesien« -, die zur Karnevalszeit sehr populär wurde, denn auch die deutsche Nationalhymne war, ebenso wie die deutsche Regierung und die Wehrmacht, verboten worden.^[10] Die Alliierten hatten ausführlich über die vollständige Demontage der Industrieanlagen des Landes gesprochen, über die Schließung seiner Bergwerke und den Abbau seiner Schwerindustrie, der Grundlage seines überdimensionalen militärischen Potenzials.^[11] Deutschland, das war die Grundstimmung, konnte ohne Weiteres Uhren und Spielzeug und Bier herstellen, aber keine Kanonen mehr.

Ein allgemeines Gefühl der Ungewissheit lastete auf dem ehemaligen Deutschland - und das nicht nur, weil seine Regierung enthauptet und seine mächtige Wirtschaft auf den Tauschhandel beschränkt worden war und die Verwaltung des öffentlichen Lebens nahezu vollständig von ausländischen Armeen kontrolliert wurde. Die Dinge, die zuvor den Alltag der Menschen unmittelbar bestimmt hatten, hatten sich gründlich verändert. Worte und Gedanken, Symbole und Grußformen, selbst Gesten, die die Deutschen bis dahin bedenkenlos verwendet hatten, wurden über Nacht tabuisiert. Der Boden unter den Füßen der Bewohner des Landes hatte sich nahezu wortwörtlich verschoben: Die Alliierten konferierten im Sommer 1945 in Potsdam und einigten sich auf eine Neuordnung der Landkarte Europas, bei der Deutschland seine östlich von Oder und Lausitzer Neiße gelegenen Gebiete verlor. Während der darauf folgenden Turbulenzen flohen zwölf bis vierzehn Millionen Deutsche aus Städten und Dörfern in den verschiedenen Teilen Osteuropas oder wurden von dort vertrieben, manche von ihnen aus Gemeinwesen, die seit dem Mittelalter bestanden hatten. Mitunter sahen sie sich dabei roher Gewalt ausgesetzt und wurden auf die Landstraßen gezwungen.^[12] Der Volkskundler Will-Erich Peuckert verließ seine Heimat Schlesien als Flüchtling. Nach dem Zusammenbruch seines Landes und der eigenen Fluchterfahrung reichte nach seinem

Empfinden »das rationale und kausale Denken« für die eigene wissenschaftliche Arbeit »nicht mehr aus«. Er fragte sich, ob dies so gekommen sei, weil »unser Reich zerbrach und wir in einem trüben Sumpfe standen und nichts mehr galt, als Korn zu schneiden und die Ähren aufzulesen«. [13]

Millionen von Menschen waren tot. Millionen wurden vermisst und waren verlorengegangen, sie sollten niemals zurückkehren. Millionen weitere wurden auf der ganzen Welt noch in Gefangenenlagern festgehalten. Millionen hatten ihren gesamten Besitz im Namen einer Sache verloren, die, zumindest nach der eigenen Erinnerung, anscheinend nur wenige Menschen unterstützt hatten. Ein Mann erinnerte sich: »Wir haben plötzlich feststellen müssen, alle, dass alles, was wir zum Teil doch mit sehr viel Begeisterung gemacht hatten oder aus einer Pflichterfüllung heraus, dass das alles vergeblich war.« [14] Niederlage und Besatzung und Verlust machten das Bedürfnis nach Antworten nur noch dringlicher. Was war der Grund für die Niederlage? Wer hatte sie verschuldet?

Die gesellschaftliche Entfremdung und Entwurzelung hatte sich bereits vor dem Kriegsende verschärft. In einem Bericht des SD, des Sicherheitsdienstes der SS, war im Frühjahr 1945 die Rede von einem »Gefühl der Trauer, der Niedergeschlagenheit, der Bitterkeit und ein[em] aufsteigende[n] Zorn«, entstanden aus der »tiefgehenden Enttäuschung, daß man falsch vertraut hat«. Solche Gefühle zeigten sich am ausgeprägtesten »bei denen, die in diesem Krieg nichts als Opfer und Arbeit gekannt haben«, hieß es in dem Bericht. [15] In den letzten Kriegsmonaten kämpften die Deutschen nicht nur gegen die Armeen der Alliierten, die bereits auf ihr Staatsgebiet vorgedrungen waren, sondern manchmal auch gegeneinander. Das NS-Regime ermordete mindestens 300 000 nichtjüdische Deutsche wegen Verrats, Desertion oder öffentlich gezeigtem Defätismus. Wer sich dafür entschied, den Kampf aufzugeben, musste damit rechnen, aufgehängt zu werden, mit einem Schild um den Hals, auf dem zu lesen war, dass man ein Feigling sei. [16] Solche Akte von Standgerichtsbarkeit und Lynchjustiz konnten nach dem Krieg kaum in Vergessenheit geraten sein - vor allem, wenn sie in kleinen Ortschaften und in Stadtvierteln begangen

worden waren, in denen man sich kannte –, auch wenn für die Verbitterung kein Ventil vorhanden war.^[17]

Stellen Sie sich einmal vor, Sie leben in einer Kleinstadt, in der der Hausarzt der Familie auch nach dem Krieg derselbe Mann ist, der zuvor dem NS-Staat empfohlen hat, Sie zu sterilisieren. Solche alten Rechnungen konnten niemals beglichen werden; solche Verluste waren nicht wiedergutzumachen.^[18] Das Alltagsleben vieler Menschen war durch Betrug und Verrat schwer belastet. Menschen lagen nachts wach und grübelten darüber nach, was aus ihren nächsten Angehörigen geworden war, die im Krieg verschwunden waren. Manche erinnerten sich daran, dass sie miterlebt hatten, wie jüdische Nachbarn weggebracht worden waren, und auch wenn sie damals nicht klar erkannt hatten, was diesen Menschen widerfuhr: Später verstanden sie es. Manche Familien hatten während des Krieges Kinder aufgenommen; es seien Waisen, erzählte man ihnen, die wohl aus Polen oder der Tschechoslowakei stammten. Aber manche Adoptiveltern fragten sich insgeheim mit Sicherheit, wer wohl die leiblichen Eltern ihres Kindes gewesen waren und was ihnen zugestoßen sein mochte. Menschen kauften während des Krieges auf städtischen Straßenmärkten Dinge – Geschirr und Besteck, Bücher, Mäntel, Möbel –, die jüdischen Mitbürgern gestohlen worden waren, die man nach Osteuropa deportiert hatte, um sie dort zu ermorden. Deutsche aßen und tranken aus Porzellangeschirr und Gläsern, die ihren Nachbarn gehört hatten, trugen deren Kleider und saßen an ihren Esstischen.^[19]

Die deutsche Sprache ist berühmt für ihr ausdrucksstarkes Vokabular. »Schicksalsgemeinschaft« war ein Begriff, der während des Krieges benutzt wurde, um eine Gruppe von Menschen zu beschreiben, die durch die gemeinsame Erfahrung eines Schicksals mutmaßlich zusammengehalten wird. Die Historiker sind sich heute darin einig, dass diese Vorstellung in erster Linie eine Erfindung der nationalsozialistischen Propaganda war.^[20] Die deutsche Gesellschaft ließ nach 1945 ganz gewiss nichts erkennen, was als kohärentes Empfinden einer gemeinschaftlichen und wechselseitigen Erfahrung gelten konnte, sondern eher ein zerstörtes Vertrauen und aufgelöste moralische Bande. Die Denunziation war im Dritten Reich eine Lebens- und Denkweise gewesen. Bürger wurden dazu ermutigt, den

staatlichen Behörden jeden Menschen zu melden, den sie auch nur der kleinsten Illoyalität verdächtigten, was für viele Denunzierte Haft im Konzentrationslager und oft auch den Tod bedeutete.^[21] Für eine Meldung bei der Gestapo reichte eine scheinbare Geringfügigkeit wie das Hören eines ausländischen Radiosenders aus. Die Erinnerung an solche Ereignisse entschwand nicht so schnell, weder für die Verräter noch für die Verratenen. Alexander Mitscherlich, ein Psychoanalytiker, der später einer der prominentesten und angesehensten Gesellschaftskritiker der Bundesrepublik werden sollte, schrieb über die »beklemmende Atmosphäre« in Nürnberg im Dezember 1946: »Die Erkaltung der Beziehung der Menschen untereinander ist unfaßlich, kosmisch wie eine Klimaschwankung.«^[22] Bei einer Meinungsumfrage sollten sich die Deutschen 1949 zu der Frage äußern, ob man den meisten Menschen vertrauen könne. Neun von zehn Teilnehmern verneinten das.^[23]

Einen großen Teil unseres Wissens über die Welt beziehen wir aus zweiter Hand, über Eltern und Freunde, Lehrer und Medien; vieles übernehmen wir aufgrund von Vertrauen. Der Wissenschaftshistoriker Steven Shapin nennt als Beispiel, dass wir unter Umständen die Struktur der DNS »kennen«, ohne sie jemals eigenständig verifiziert zu haben. In diesem Sinn gehen Wissen und Vertrauen eine Verbindung ein. »Dinge zu wissen« erfordert Vertrauen zu anderen Menschen in ihrer Eigenschaft als mit uns im Austausch stehenden Zeugen einer gemeinsamen Wirklichkeit und Vertrauen zu den Institutionen, die Informationen liefern, die das Alltagsleben prägen. Die Gesellschaft selbst könnte einigermaßen zutreffend als System gemeinsamer Überzeugungen bezüglich der Funktionsweise der Welt beschrieben werden, Überzeugungen, die unser Alltagsleben zusammenhalten und ihm Sinn und Kontinuität verleihen.^[24] Doch Vertrauen ist niemals eine gegebene Tatsache, niemals axiomatisch: Es ist mit bestimmten historischen Umständen verbunden und wird unter wechselnden Begleitumständen auf verschiedene Art und Weise geschaffen.^[25]

In Deutschland konnten nach dem Zweiten Weltkrieg selbst die einfachsten Grundtatsachen des Alltagslebens nicht immer mühelos oder definitiv belegt und bewiesen werden. Mindestens bis ins Jahr 1948 hinein herrschte der Schwarzmarkt, und Nahrungsmittel

wurden oft verfälscht und gepanscht.^[26] War das jetzt Kaffee oder Zichorie? Mehl oder Stärke? Auch bei den allereinfachsten Fragen lagen die Dinge mitunter nicht so, wie es den Anschein hatte. Noch Jahre nach dem Krieg gab es amtliche Dokumente, die auf das »Deutsche Reich« Bezug nahmen oder dessen Urheber sich nicht sicher zu sein schienen, welche an Polen abgetretenen Gebiete Deutschlands immer noch zum »Reich« gehörten.^[27] Die moralische Verwirrung erzeugte eine »Haltung, mit Tatsachen so umzugehen, als handele es sich um bloße Meinungen«.^[28] Und der Romancier und Hochschullehrer W. G. Sebald stellte später fest: »Der wahre Zustand der materiellen und moralischen Vernichtung, in welchem das ganze Land sich befand, durfte aufgrund einer stillschweigend eingegangenen und für alle gleichermaßen gültigen Vereinbarung nicht beschrieben werden.« Er blieb ein »mit einer Art Tabu behaftetes Familiengeheimnis«.^[29]

Einige grundlegende Wahrheiten waren zu toxisch, um auch nur anerkannt, geschweige denn diskutiert zu werden. Der Philosoph Hans Jonas emigrierte 1933 als junger Mann aus dem nationalsozialistischen Deutschland und ging nach Palästina, wo er sich der »Jewish Brigade Group« in den Reihen der britischen Streitkräfte anschloss. Seine Mutter blieb in Mönchengladbach, der Heimatstadt der Familie. Sie wurde in Auschwitz ermordet. Als Jonas 1945 zurückkehrte, ging er zum Haus seiner Familie in der Mozartstraße. Dort sprach er mit dem neuen Eigentümer. »Wie geht es denn Ihrer Mutter?«, fragte der Mann. Jonas sagte ihm, sie sei umgebracht worden. »Umgebracht? Wer soll sie denn umgebracht haben?«, fragte der Mann. »Man bringt doch keine alte Dame um.« »Man hat sie in Auschwitz umgebracht«, erwiderte Jonas. »Das kann doch nicht sein«, gab der Mann zurück. »Ich bitte Sie! Sie dürfen das doch nicht alles glauben!« Er legte seinen Arm um Jonas' Schulter. »Aber das, was Sie da sagen, von Umbringen und von Gasöfen, das sind doch Greuelmärchen.« Dann sah der Mann, wie Jonas den schönen Schreibtisch betrachtete, der seinem Vater gehört hatte. Er fragte: »Wollen Sie ihn haben? Wollen Sie ihn mitnehmen?« Jonas, der das Verhalten des Mannes widerlich fand, lehnte ab und ging bald darauf wieder.^[30]